

Morgen ist alles besser

Annemarie Selinko

Roman



Milena

Morgen ist alles besser

Annemarie Selinko
Roman

Mit einem Nachwort von Evelyne Polt-Heinzi

Milena

Inhalt

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

ZWISCHEN PREKÄREN AUTORITÄTEN UND MONDÄNEN
VERLOCKUNGEN

1

LAUFENDE MASCHEN VON Seidenstrümpfen sind unaufhaltsam wie der Lauf des Schicksals. »Huber, gib doch acht, die Mikula schaut schon die ganze Zeit her!«, zischt die Meier, die am anderen Ende der Schulbank sitzt. Die Mikula, die Lateinprofessorin, dieses Ekel, beobachtet seit drei Minuten unverwandt den linken Eckplatz der letzten Bank: Dort hockt Toni Huber, der Unglücksmensch, und versucht mit dem altbewährten Hausmittel Spucke eine laufende Strumpfmusche aufzuhalten.

Aber da rückt schon die Mikula, das Lateinekel, auf Toni Huber los.

»Vielleicht übersetzt die Huber weiter«, sagt die Mikula, und zur Kratochwil Gertrude, die bei den »s« mit der Zunge anstößt: »Danke, es genügt. Die Huber übersetzt weiter.« Mit einem böartigen Lächeln geht die Mikula den Mittelgang zwischen den Bankreihen entlang. Vor der letzten Bank bleibt sie stehen. Gerade neben der Meier. Am anderen Ende der Bank sitzt die Huber. Die Mikula lächelt widerwärtig:

»Nun - wird's bald, Huber?«

Die Huber ist wie von der Tarantel gestochen aufgesprungen. Sie hat das Buch, das vor ihr lag, in die Hand genommen und starrt auf die Seite voll lateinischer Worte, die Buchstaben tanzen vor ihren Augen herum, lauter Worte, von deren Sinn sie überhaupt keine Ahnung hat. Weiterübersetzen, mein Gott, weiterübersetzen. Sie weiß auch nicht, bis wohin die Kratochwil gelesen hat,

wahrscheinlich bis zu einem neuen Absatz. Aber bis zu *welchem* Absatz?

Und die Mikula steht da, die Meier kann nicht einsagen, die Mikula steht zu dicht neben ihr. Warum rührt sich denn die Raftl nicht? Die Raftl sitzt vor der Huber, jetzt wendet sie sich ein wenig zur Seite, hält das Taschentuch vor den Mund und bereitet sich zum Einsagen vor. Und jetzt zischelt sie auch etwas, aber so leise, man kann sie nicht verstehen ...

»Huber, Sie haben wieder nicht aufgepasst, wir sind auf Seite 23, Zeile 12«, sagt die Mikula mit ihrer schneidenden Stimme.

Es ist beschämend, umblättern zu müssen. Die Huber hatte noch immer Seite 21 aufgeschlagen. Also: Seite 23, Zeile 12. Sie beginnt den lateinischen Text zu lesen, und ihr Gesicht ist ganz rot vor Verzweiflung, so rot, dass man die vielen Sommersprossen gar nicht mehr sieht. Die Haare fallen ihr in die Stirn und sie beugt sich krampfhaft über das Buch.

»Komisch, ihre Stimme -«, flüstert die Kratochwil der Helmer zu, »sie hat die Stimme nicht in der Gewalt, ich hab so etwas noch nie gehört.« Ein kleines, wohliges Mitleidsgefühl kriecht in der Kratochwil hoch. Sie hat gut übersetzt, »Danke, es genügt«, hatte die Mikula zu ihr gesagt.

Und nun ist die Huber an der Reihe, die arme Huber, die sich nicht verstellen kann. Die hat gerade nicht aufgepasst, und die Mikula ist ihr sowieso aufsässig. Die Huber würgt an den lateinischen Worten herum, und man spürt sofort, dass sie keine Ahnung vom Sinn der Sätze hat. Ihre leise, tiefe Stimme wird ganz rau vor Angst. Diese hilflose Stimme geht zu Herzen. Diese Stimme rührt auch die Meier, die Meier wird sich aufopfern und einsagen, obwohl die Mikula dicht neben ihr steht, obwohl die Mikula sie

deshalb ins Klassenbuch eintragen und in der nächsten Stunde quälen wird. Diese kleine, verzweifelte Stimme der Toni Huber haspelt widerwärtige lateinische Sätze herunter, und die Kratochwil macht auf einmal ein sehr teilnahmsvolles Gesicht, und die Meier wird helfen und auch die Raftl.

»Sagen Sie, Huber - Sie haben wohl überhaupt kein Gefühl für das Versmaß?«, erkundigt sich die Mikula spitz. »Es ist Ihnen wahrscheinlich ganz egal, ob Sie Verse oder Prosa lesen, nicht wahr?«

»Jawohl, ganz egal, Frau Professor«, stammelt die Huber.

Die Mikula zuckt auf. Frech ist diese Huber auch noch? Sie öffnet schon den Mund zur heftigen Erwiderung. Aber da sieht sie das verwirrte Gesicht der Huber. Mit einer hilflosen Gebärde streicht die Huber die Haare aus dem Gesicht, die andere Hand hält das Buch, und die Mikula sieht, dass diese Hand zittert. Die Huber spürt den Blick der Frau Professor.

»Bestimmt ganz egal«, flüstert sie.

Unterdrücktes Kichern in den vorderen Bankreihen. Man hört das hysterische Glucksen der Kratochwil heraus. Sie kann sich nicht zurückhalten, die Huber ist zu komisch in ihrer Verwirrung. »Helmer, lachen Sie nicht!«, fährt die Mikula hoch. Die Kratochwil ist Vorzugsschülerin. Immer, wenn die brave Kratochwil kichert, wird die Helmer ermahnt. Mit Genugtuung stellt die Mikula die vollkommene Verwirrung der Huber fest.

»Die Aeneis ist aber nicht in Prosa, sondern in Versen geschrieben und muss dementsprechend gelesen werden. Sie haben eben nicht das geringste Gefühl für Rhythmus. Also, beginnen Sie mit der Übersetzung!«

Die Huber beginnt mit der Übersetzung. Das heißt, sie beginnt natürlich nicht, sondern starrt nur ins Buch. Wenn ich jetzt ein paar Sätze richtig übersetze, gibt sie mir ein

Genügend, überlegt sie verzweifelt. Dann krieg ich im Halbjahrszeugnis vielleicht ein Genügend in Latein und sie lässt mich bei der Matura durch, ich müsste jetzt übersetzen ... Herrgott, diese Raftl zischelt so, ich kann sie nicht verstehen -

Die Huber beugt sich ein wenig vor. Die Mikula sieht gerade in ihr Buch. Da riskiert es die Huber, der Raftl einen Stoß zu versetzen.

»Aeneas umschiffte die Küste ...«, flüstert die Raftl.

Die Huber beugt sich noch weiter vor: »Was?«, und etwas lauter zur Mikula: »Aeneas um - Aeneas umschiffte -« Sie vertieft sich wieder in den lateinischen Text. Peinliche Stille in der Klasse.

»Bitte, wir warten«, sagt die Mikula seelenruhig. Einmal möcht ich ihr eine Ohrfeige geben, eine knallende, denkt die Huber.

»Küste - um die Küüüste ...«, stöhnt die Raftl hinter dem vorgehaltenen Taschentuch.

»Es hat keinen Sinn«, sagt die Mikula, »hier wird eingesagt, ich höre alles, Raftl, Ihr Verhalten werde ich in der nächsten Lehrerkonferenz zur Sprache bringen. Meier, machen Sie der Huber keine Zeichen! Kommen Sie heraus, Huber, ja, treten Sie nur aus der Bank, kommen Sie zum Katheder, da haben wir Ruhe, da werden wir übersetzen! Es hängt einiges für Sie von dieser Übersetzung ab. Also, wird's bald, Huber?«

Sehr zögernd und sehr langsam schiebt sich die Huber aus der Bank. Jetzt ist sie im Mittelgang, sie geht knapp an der Meier vorbei. »Aeneas - die Küste«, flüstert die Meier heldenhaft. Dann sieht sie nur noch den schmalen Rücken der Huber, die jetzt das kleine Kathederpodium besteigt. Die Mikula setzt sich nicht an ihren Tisch, sondern bleibt stehen. Ganz dicht neben der Huber steht sie.

»So, und jetzt sehen Sie sich einmal in Ruhe den lateinischen Text an!«

Es ist entscheidend, denkt die Huber, vielleicht entscheiden diese paar Minuten meine Matura. Sie sieht über den Rand des Buchs hinweg. Die Kratochwil in der ersten Bank hat die Ellbogen aufgestützt und starrt zur Huber aufs Podium hinauf. Für die Mädchen ist das ein Schauspiel. Jede Begegnung der Mikula mit der Toni Huber ist ein Schauspiel.

Die Huber hat ein schmales Gesicht mit einer kleinen, aufwärtsstrebenden Nase. Eine Nase wie ein Ausrufungszeichen. Jetzt sieht man die Sommersprossen ganz deutlich, denn das kleine Toni-Huber-Gesicht ist weiß vor Angst geworden. Sie ist mager und klein, die Huber, sie sieht sehr unbedeutend aus. Aber nun gibt sie sich einen Ruck und scheint zu wachsen. Der Sinn des ersten Satzes dürfte ihr klar geworden sein. Sie liest noch einmal den lateinischen Text vor und will, dass ihre Stimme sehr sicher klingt. So - und jetzt die Übersetzung.

»Aeneas schiffte -«, letzter Blick zur Meier, die Meier nickt, »Aeneas schiffte in einer Kiste.«

Toni Huber atmet auf. Und die Klasse prustet los. Alle lachen, sogar die Raftl und die Meier, es ist zu komisch, der alte, würdige Aeneas segelt in einer Kiste herum, das ganze heißt »die Aeneis«, der dicke, aufgeblasene, selbstbewusste Trojaner in einer Kiste -

»Ich bitte, setzen Sie sich, Huber«, sagt die Mikula bloß.

Drei Minuten später erscheint alles nur wie ein böser Traum. Die Huber sitzt wieder auf ihrem linken Eckplatz in der letzten Bank, sie spuckt gedankenverloren auf ihr Knie, um die Laufmasche aufzuhalten, jemand übersetzt weiter und man kümmert sich nicht mehr um sie. Die Huber hat das Gefühl, als ob sie einen Schlag auf den Kopf bekommen hätte. Sie kann gar nichts denken, es saust in ihren Ohren.

»Huber, melden Sie sich nach der Stunde bei mir, ich habe mit Ihnen zu reden«, sagt die Frau Professor etwas später. Es war also doch kein böser Traum. Sicherlich hat die Mikula in ihrem kleinen Katalog, in diesem geheimnisvollen schwarzen Notizbuch, zum Namen Huber einen Punkt gemacht. Der Punkt bedeutet: total versagt.

Die Huber starrt zum Fenster hinaus. Im viereckigen Schulhof steht ein einzelner Baum, ein erbärmlicher Baum, jedes Jahr kommen zwei Männer und stützen seine Äste. Schmutzige Schneereste liegen auf den gestutzten, schwarzen Zweigen, es ist Jänner, noch endlos lang dehnt sich das Schuljahr. Wie sich die Toni vor dem Klingelzeichen fürchtet, das den Schluss der Stunde anzeigen wird. Die Mikula wird mit ihr sprechen, die Mikula wird ihr unbarmherzig sagen, dass -

Sie beschäftigt sich wieder mit den trostlosen Vorgängen auf ihrem Knie. Die Masche läuft. Die Strümpfe sind wirklich nichts mehr wert, die Ferse ist auch schon gestopft, jetzt kann man sie nicht einmal für die Schule tragen. Zum Wegschmeißen.

Da: Schrill und anhaltend läutet die elektrische Schulglocke. Beim ersten Ton spürt die Huber einen kleinen Stich in der Herzgegend, so einen winzigen Angststich. Die Glocke läutet weiter und das Angstgefühl setzt sich in der Magengrube fest. Schluss der Lateinstunde. In fünf Minuten wird die scheußliche Privataudienz bei der Mikula beginnen.

Wie blöd der Frosch dreinschaut. Der Frosch ist tot, präpariert nennt man so etwas. Der präparierte Frosch wohnt in einem großen Glas voll Alkohol, seine Augen glotzen sehr verwundert in das Lehrerkonferenzzimmer. Das Einsiedeglas mit dem toten Frosch steht auf einem langen Tisch. Auf der grünen Filzbespannung liegt ein großer Stoß blauer Hefte. Der Naturgeschichtsprofessor

hat vergessen, seinen toten Frosch in den braunen Glaskasten einzuräumen, der tote Frosch ist nämlich ein »Lehrmittel«, er wird für die dritte Klasse gebraucht, und nun steht die Toni Huber vor dem toten Frosch und starrt ihn an. Sie starrt ihn an, um dem Blick der Frau Professor Mikula auszuweichen. Die schreckliche Unterredung beginnt.

»Sie werden selbst bemerken, Huber, dass es so nicht weitergeht«, sagt die Frau Professor. Sie hat sich an den Tisch gesetzt, die Toni Huber muss dicht vor ihr stehen und bemerkt auf einmal, dass die weiße Bluse, die unter dem blauen, knisternden Lüsterarbeitsmantel der Mikula hervorschaut, nicht ganz sauber ist. Eher dreckig, denkt die Huber. Da spürt sie, wie der Blick der Mikula ihr Gesicht sucht, und Toni sieht den toten Frosch an.

»Entweder sind Sie sehr faul, Huber, oder – Sie kommen einfach nicht mit, ich meine, der Lehrstoff ist zu schwer für Sie. Das ist keine Schande, Huber, aber es hat doch keinen Sinn, zur Reifeprüfung anzutreten und zu wissen, dass man die Reifeprüfung nicht bestehen wird. In vier Monaten beginnt der schriftliche Teil der Matura, und ich möchte Ihnen raten –«

Die Mikula macht eine kleine Pause. Vom Unterrichtsministerium ist ein Wink gekommen, bei den Reifeprüfungen sehr streng vorzugehen. Die Hochschulen seien überfüllt. Es sei ganz unnützlich, dass jährlich tausende junge Mädchen auf den Universitäten inskribieren. Es habe auch keinen Sinn, dass Schülerinnen mit negativen Studienerfolgen zur Reifeprüfung antreten. Das alles hat die Mikula überdacht, als sie die Huber zu dieser Unterredung rief. Aber sie hat sich nicht eingestanden, dass sie die Huber nicht leiden kann, weil diese Huber, Schülerin der achten Klasse dieses Mädchengymnasiums, letzte Bank, Fensterplatz, eine unverschämte

Gleichgültigkeit zur Schau trägt. Dabei kann man die Huber nicht einmal in Sitten tadeln. Nur teilnahmslos ist diese Huber mit der aufreizend frechen Nase, teilnahmslos und unintelligent.

»Bitte, was soll ich machen, Frau Professor?«, sagt die Huber. Sie senkt den Kopf, und die Sommersprossennase macht einen disziplinierteren Eindruck.

»Warum wollen Sie denn durchaus maturieren?«, fragt die Mikula. Dabei sieht sie der Huber sehr freundlich ins Gesicht, sie nennt das liebevolle Aussprache mit einer Schülerin. Die Huber starrt unverwandt ins Froschglas.

»Ich muss maturieren«, antwortet die Huber. Sie ist sehr verlegen und verschränkt die Hände auf dem Rücken, weil sie auf einmal nicht mehr weiß, was sie mit den Händen anfangen soll. »Ich muss maturieren, weil - sie verlangen jetzt in den Büros meistens Mädchen mit Matura«, bringt sie mühsam hervor, »und ich, ja also - nach der Matura muss ich schauen, irgendwie Geld zu verdienen -«

Das Gespräch ist der Toni sichtlich peinlich. Sie blickt die Wände entlang und bemerkt, dass der Totenkopf, der auf dem Lehrmittelschrank steht, noch immer die gemalten Augenbrauen trägt. Sie hat dem Totenkopf voriges Jahr mit Tusche Augenbrauen gemalt. Damit der Totenkopf mehr Ausdruck bekommt.

»Sie werden im Halbjahrszeugnis ein Nicht genügend in Latein haben«, teilt die Mikula mit. »Ihre letzte schriftliche Arbeit war vollkommen ungenügend. Und die vorletzte, die ich mit Genügend klassifizierte, haben Sie von der Raftl abgeschrieben. Glauben Sie nicht, dass ich das nicht weiß. Ich weiß alles.«

Pause. Die Toni hat das Gefühl, dass ihr Herz ein Stein wird. Ganz schwer liegt es ihr in der Brust, es tut richtig weh, sie möchte sich am liebsten umdrehen, weglaufen und heulen. Aber vor der Mikula heult sie nicht. Sie hebt sogar

den Kopf, presst die Lippen fest zusammen und sieht der Frau Professor gerade ins Gesicht.

»Jaaa?«, sagt sie, es klingt gedehnt, die aufwärtsstrebende Nase mit ihrem Sommersprossenwald wirkt arrogant.

»Und in Mathematik haben Sie dieses Jahr auch versagt, Professor Mitzner hat mich ersucht, Ihnen dies mitzuteilen. Sie werden auch in Mathematik ein Nicht genügend haben. Und in Geographie werden Sie noch einmal geprüft. Ich muss Ihnen das sagen, ich bin schließlich Ihr Klassenvorstand.«

Die Motten sind in das ausgestopfte Känguru geraten, denkt Toni Huber. Das Känguru steht in einer Ecke und hat schon ganz kahle Stellen im Fell. Wenn der Matzl, der Schuldiener, nächsten Sommer kein Naphthalin nimmt, dann fressen uns noch die Motten das ganze Känguru auf. Und nächsten Herbst -

»Hören Sie, Huber, Ihre Frau Mutter soll in der nächsten Sprechstunde zu mir kommen«, sagt die Mikula entschieden.

»Ich habe keine Mutter mehr, Frau Professor«, erwidert die Toni.

Sie sagt es nicht leise, sondern teilt einfach eine Tatsache mit. Die Mikula ärgert sich: Erstens ist es ihr peinlich, sich für eine unbeabsichtigte Taktlosigkeit entschuldigen zu müssen, und zweitens hat sie doch eine Wut auf die Huber. Im Augenblick scheint es ihr, als ob die Huber aus reinem Trotz, aus Widerspruchsgeist keine Mutter mehr habe. »Entschuldigen Sie, ich habe das vergessen«, murmelt sie. Und sachlich: »Dann schicken Sie mir Ihren Herrn Vater her, ich muss mit ihm über Sie sprechen.«

»Ja«, sagt die Toni, »ich werde es ihm sagen.« Sie blickt noch immer das Känguru mit der Glatze an. Dann: »Ich

hoffe, dass sich der Friedl freimachen kann, er hat vormittags immer viel zu tun.«

Die Mikula fährt auf: »Von wem sprechen Sie?«

»Ach so«, sagt die Toni, »ich meine, ich hoffe, dass sich der Vater freimachen kann.«

»Es ist sehr wichtig, mein Kind, es handelt sich um Ihren Werdegang«, sagt die Mikula entschieden.

Sie sagt »mein Kind« und meint, »du Fratz«, spürt Toni.

»Das wäre hiemit erledigt. Sie können gehen, Huber«, sagt die Mikula abschließend.

Der Friedl muss zur Mikula, er muss mit ihr reden, überlegt die Toni. Scheußliche Situation. Ich werde heut nach Tisch mit dem Friedl die Sache besprechen. Was die Mikula für ungepflegte Hände hat. Ich hab meistens auch schmutzige Nägel, aber ich bin ja schließlich noch nicht so erwachsen. Die Mikula beißt vielleicht Nägel, sie ist eine unappetitliche Person, sie beißt sogar bestimmt Nägel. Wie sie mich nicht leiden kann, diese Mikula -

»Danke schön, Frau Professor«, flüstert die Toni gewohnheitsmäßig und macht eine ungeschickte Verbeugung.

»Es ist gut, Huber. Grüß Gott«, nickt die Mikula und zieht den Stoß blauer Hefte zu sich heran.

»'ß Gott, Frau Professor«, murmelt die Toni und geht zur Tür. Sie geht sehr aufrecht, mit langen Schritten, sie beißt die Zähne zusammen und haut nicht ein bisschen die Tür hinter sich zu. Auf dem Gang bleibt sie sekundenlang stehen. Man muss sich von der Mikula erholen. Da kommt die Meier vorbei, im Mantel, die Schultasche unterm Arm.

»Was war bei der Mikula?«, fragt sie. Die Lateinstunde war von zwölf bis eins, die Meier hat eine Weile oben im Klassenzimmer auf Toni gewartet.

»Nichts Besonderes«, sagt die Toni, und ihr Gesicht ist böse und verschlossen. »Ich geh voraus, beeil dich und

komm in die Kondi«, ruft die Meier und poltert die Stiegen hinunter.

Die Toni steigt ganz langsam in den dritten Stock hinauf, dort ist das Zimmer der achten Klasse. Das Klassenzimmer ist leer, drohend starren die metallenen Kleiderhaken von den Wänden, einsam hängt da ein alter Kamelhaarmantel mit deutlich sichtbaren Ölflecken. Die Toni geht zu ihrem Platz in der letzten Bank, sie holt die Schultasche aus dem Pultfach und wirft das Lateinbuch und die Füllfeder hinein.

Man fühlt sich schrecklich allein in einem leeren Klassenzimmer. Auf der Tafel sind noch Überreste aus der Mathematikstunde. Die Kratochwil hat mit kühnem Schwung eine Hyperbel aufgezeichnet. Hyperbel ist ein gutes Wort für die Kratochwil, denkt Toni, da kommt kein »s« vor. Ellipse ist schon viel schwieriger. Elliptze oder Ellipche. Die Kratochwil ist eigentlich gar nicht gescheit. Aber sie stuckt nächtelang, um Vorzugsschülerin zu sein. Vorzugszeugnisse verderben den Charakter, die Kratochwil sagt nie ein. Die Mikula war sicher auch immer Vorzugsschülerin ...

Die Mikula hat wahrscheinlich eine Wut auf mich, weil, ja, wegen der Nase hat sie diese Wut, konstatiert die Toni. Sie hat ein Fenster aufgemacht und benützt die Glasscheibe des offenen Fensterflügels als Spiegel. Jede junge Dame, die notgedrungen noch ein Schulmädchel ist, verwendet die Fenster im Klassenzimmer als Ankleidespiegel. Die Toni setzt ihre Pullmankappe auf, sie tritt ganz nahe an die Fensterscheibe heran und beugt sich vor, das Licht blendet so, sie schiebt die Haarsträhne, die nie glatt liegen bleibt, unter die Kappe und rückt diese etwas schiefer. Die Nase ... die Nase macht einen frechen Eindruck. Die Toni hat ein sehr junges, noch nicht ganz fertiges Gesicht. Blassen, etwas zu großen Mund mit schmalen Lippen, große, hellgraue Augen mit langen

Wimpern. Übrigens hübsche Augen. Es gibt Augenblicke, da diese Augen ganz schmal werden. Toni schiebt das Kinn vor und bekommt ein hartes Gesicht. Bei Unterredungen mit der Mikula, zum Beispiel, wird ihr kleines Gesicht sehr hart und die Toni hat auf einmal - ein Antlitz.

Die Toni ärgert sich oft über ihre Nase. Abgesehen von den vielen Sommersprossen - es scheint nämlich, dass viele helle und ein paar etwas dunklere Sommersprossen gerade Tonis Nase für einen Sommersprossenkongress ausgesucht haben, man könnte auch einmal eine Schätkur machen, aber das kostet sicherlich viel Geld, und der Friedl hat es doch jetzt nicht so - macht die Nase einen unverschämten, mutigen und selbstbewussten Eindruck.

»Sie haben's notwendig, auch noch diese Frechheit«, zischt die Mikula, wenn sie bemerkt, dass die Toni ihre Hausaufgaben abschreibt. Und dabei könnte die Mikula schon wissen, wie notwendig das die Huber hat. Die Nase ist mein Unglück, konstatiert die Toni und zieht den fleckigen Mantel an. Die Toni ist weder unverschämt noch mutig. Und selbstbewusst, mein Gott, gar nicht besonders selbstbewusst, sie hat gerade nur das bisschen Selbstbewusstsein, das sich jeder einredet.

Jetzt fällt der Toni alles wieder ein. Nicht genügend in Latein. Nicht genügend in Mathematik. Ganz abgrundtiefer Seufzer. Sie fischt aus der Manteltasche ein Riesenportemonnaie. Ein abgegriffenes, altmodisches Portemonnaie, wie es Köchinnen haben, wenn sie auf den Markt gehen. Die Toni hat es zu Hause einmal gefunden. Im Portemonnaie liegen: ein Nagel, den sie auf der Straße gefunden hat - Nägel, die man auf der Straße findet, bringen Glück -, ein vierblättriges Glückskleeblatt, das aber nur noch dreiblättrig ist, ein Blatt ist längst kaputtgegangen, und dreißig Groschen. Die Toni bohrt mit dem Zeigefinger in alle Falten des Portemonnaies, aber es

kommt nur noch ein Zweigroschenstück zutage. Dreißig Groschen reichen gerade für eine Cremeschnitte.

Die Toni nimmt die Schultasche, sie hat es sehr eilig, um halb zwei muss sie zu Hause sein, und sie will noch vorher in die Kondi. Die Kondi ist eine kleine Konditorei, aus dem Schultor die Straße geradeaus, dann zweite Gasse links. Dort ist die Kondi, dort gibt es märchenhafte Cremeschnitten für dreißig Groschen, dort warten schon die Meier und die Helmer.

Im ersten Stock prallt Toni mit dem Direktor zusammen. Sie ist sehr gelaufen, sie hat gar nicht aufgepasst, jetzt rempelt sie den Rex an. Und der Rex ist in der Schule der liebe Gott, er thront über den Wolken, er ist die allerallerhöchste Instanz, ein Wort von ihm und man fliegt aus der Schule. Die Toni rempelt diese höchste Instanz an. Entsetzt fährt sie zurück. »O Verzeihung, o Pardon -«, bringt sie mit versagender Stimme hervor. Heute ist ein Unglückstag. Ein ausgesprochener Unglückstag.

Sehr atemlos kommt sie in der Konditorei an. Bei ihrem Eintritt verstummen die Meier und die Helmer. Sie haben sich gerade über das Renkontre des Tages, das Renkontre Mikula - Huber (die Meier liebt vornehme Ausdrücke) unterhalten. Die Toni wirft die Schultasche auf einen roten Plüschsessel - hier gibt es rote Plüschsessel, schäbig, aber immerhin Plüsch - und stürzt zum Verkaufstisch.

»Bitte, eine Cremeschnitte«, sagt sie. Ihre Stimme klingt ganz heiser, die Aufregungen der letzten halben Stunde waren sehr groß.

»Wie bitte?«, fragt das ältliche Fräulein Melanie, die Besitzerin der Kondi. Das Fräulein Melanie ist stocktaub.

»Eine Creeemeschnitte!«, brüllt die Toni.

»Ach so«, sagt das Fräulein Melanie langsam. Und sehr bedauernd: »Heute sind keine Cremeschnitten mehr da, leider schon alle verkauft ...«

»Was? Keine Cremeschnitten mehr?«, stößt die Toni hervor.

Dann packt sie ihre Schultasche, dreht sich um, murmelt: »Das auch noch«, reißt die schmale Geschäftstür auf und – tschinbumm, haut sie die Tür hinter sich zu.

So. Endlich eine Tür, die man zuschlagen kann, fest und knallend zuschlagen kann.

2

ETWAS ERFREULICHES: Im Vorzimmer riecht es nach Sauerkraut. Mittags gibt es also Bratwurst und Sauerkraut. Wenn man Kummer hat, soll man Lieblingsspeisen essen. Und Toni hat sehr großen Kummer.

Der Friedl wird sich ärgern, weil das ganze Vorzimmer nach Sauerkraut riecht. Fekete hat natürlich wieder die Küchentür offen gelassen. Seit zwanzig Jahren ärgert sich der Friedl darüber. Und seit zwanzig Jahren ist der Fekete zerknirscht, wenn man ihm die offene Küchentür vorhält.

Der Fekete ist schon viel länger im Haus als die Toni, früher war er der Offiziersbursch vom Herrn Rittmeister, früher, in jenen sagenhaften Zeiten, als die Hubers vornehm waren und noch sehr viel Geld hatten. Vornehm sind sie geblieben, das Geld ist weg, nur der Fekete ist noch da. Der Fekete ist – ja, wie soll man die Tätigkeit vom Fekete Pista beschreiben, der früher einmal der Pfeifendeckel vom Herrn Rittmeister war? Jetzt ist der Herr Rittmeister ein Herr Rittmeister in Pension und ein sehr untergeordneter Beamter in einer Versicherungsgesellschaft. Der Fekete Pista hat den Herrn Rittmeister nicht verlassen wollen, der Offiziersbursch ist bei Hubers »Mädchen für alles« geworden, er räumt auf und serviert, er bügelt die Anzüge vom Herrn Rittmeister und geht auf den Markt einkaufen, er ist »das Personal« von Hubers.

»Fekete, wie ist heute die Laune des Herrn Rittmeisters?«, fragt die Toni.

Sie setzt sich auf den abgewetzten Küchenstuhl, eingehüllt in eine Duftwolke von Sauerkraut. Beim Herd steht die Anna, die Tochter der Hausbesorgerin, und kocht. Seit vielen Jahren kocht die Anna mittags für Hubers, weil der Fekete doch nicht alles machen kann, sie hält auch Tonis Sachen in Ordnung. Man sagt ihr »Fräulein Anna«, weil sie doch die Tochter von der Hausbesorgerin ist. Fräulein Anna kocht, sie macht dabei ein bitterböses Gesicht und spricht kein Wort. Sie kann nämlich den Fekete nicht leiden, und der Fekete sie auch nicht. Der Herr Rittmeister behauptet, das sei »ein Glück«, und der umgekehrte Fall würde den Haushalt nur schwieriger gestalten.

Verbissen kocht das Fräulein Anna, und der Fekete steht vor dem Küchentisch und säbelt Riesenscheiben vom Brotlaib herunter.

»Fekete, es ist sehr wichtig. Wie ist der Herr Rittmeister heute gelaunt?«, fragt die Toni.

»Bitte schön, Herr Rittmeister ist gut gelaunt, ist nach Hause gekommen und hat Radio aufgedreht«, meldet der Fekete. Der Fekete ist ein Ungar, der Herr Rittmeister hat bei den Husaren gedient und - »irgendwo auf der Puszta hat er sich den Fekete zusammengefangen«, behauptet die Toni. Fekete hat einen aufgedrehten, ganz unmodernen Schnurrbart, den er sich kohlrabenschwarz färbt. So ein schwarzer Schnurrbart! Er hat ein rundes, gutmütiges Bauerngesicht und vergisst meistens, sich die Haare schneiden zu lassen. Dafür werden die Haare täglich mit Pomade bearbeitet. Das ist sehr elegant, meint der Fekete, und Toni findet, dass der Fekete ein sehr fescher Mann ist.

»Fekete, ich habe Unannehmlichkeiten«, sagt Toni düster. »Schneide doch nicht so dicke Brotscheiben, Fekete, dünne Brotscheiben sind viel vornehmer! Weißt du, die Mikula ist eine gemeine Person, die Mikula - lass mich

ausreden, Fekete –, diese Mikula, diese Person, also, sprich schon, Fekete, was willst du sagen?«

»Gnädiges Fräulein hat Unannehmlichkeiten«, beginnt der Fekete umständlich. Seit Tonis sechzehntem Geburtstag sagt er gnädiges Fräulein zu ihr. »Gnädiges Fräulein darf sich von der Dame Mikula nichts gefallen lassen, gnädiges Fräulein ist Tochter von Herrn Rittmeister, und gnädiges Fräulein soll zur Dame Mikula einfach sagen –«

»Lass doch, Fekete«, sagt Toni unwillig und steht auf. »Kann das Mittagessen nicht endlich beginnen?«

Nachdem Toni die Küche verlassen hat, stellt der Fekete fest: »Fräulein Anna, unser gnädiges Fräulein ist schon eine Dame geworden. Denn unser gnädiges Fräulein ist nervös und hat Launen.«

»Was Neues?«, fragt der Rittmeister Huber bei Tisch seine Tochter.

»Danke, ja. Nach dem Essen sag ich dir alles«, kommt die Antwort. »Hast du Ärger im Büro gehabt, Friedl?«

Friedl hat immer Ärger im Büro. Aber der Ärger vergeht zu Hause, wenn er den Rock ablegt und die alte Offiziersbluse anzieht, die lichte, saloppe Sommerbluse mit dem blauen Uniformkragen und den drei goldenen Sternen.

»Anton, warum steht eigentlich seit Tagen dieser scheußliche Kaktus auf dem Esstisch?«

Der Herr Rittmeister nennt seine Tochter Anton, weil er sich immer einen Sohn gewünscht hat. Einen Sohn, der mit der Zeit ein guter Kamerad wird. Und weil der Herr Rittmeister keinen Sohn hat, sondern nur eine Tochter, und weil diese Tochter von einem Rittmeister und einem Offiziersburschen erzogen wurde und ein richtiger guter Kamerad geworden ist, mit dem man alle Männerangelegenheiten besprechen kann, nennt der Herr

Rittmeister das Mädchen »Anton«. Erst war es nur Spaß, jetzt ist es eine Gewohnheit.

»Friedl, du hast neulich gesagt, auf einen hübsch aufgedeckten Tisch gehört etwas Grünes. Der Fekete soll aber nicht immer frische Blumen kaufen, das kostet doch im Winter viel Geld. Deshalb haben wir den Kaktus angeschafft. Der hält sich. Er ist nicht schön, aber man kann ihn immer verwenden.«

»Anton, dir fehlt jeder Sinn für häuslichen Charme«, stellt Friedl betrübt fest. »Da hast du deine Zigarette.«

Nach dem Essen bekommt Toni immer eine Zigarette vom Vater. Damit sie nicht heimlich raucht, erklärt der Rittmeister seine Erziehungsmethode.

»Ich möchte mit dir in dein Zimmer gehen, ich muss mit dir reden. Ernst reden«, beginnt Toni.

Sie begleitet Friedl in sein Schlafzimmer. Friedl wirft sich nach dem Essen immer für eine halbe Stunde auf den Diwan. Es ist eine geheiligte halbe Stunde. Jetzt zieht die Toni einen Sessel zum Diwan.

»Also, was gibt's, Anton?«, fragt Friedl und ist auf den Ankauf eines neuen Pullovers gefasst. Es handelt sich aber nicht um einen neuen Pullover. Toni beginnt nämlich: »Vater, ich muss dir etwas sagen.« Und da spürt Friedl gleich, dass es um wichtige Dinge geht. Wenn Toni »Vater« sagt, statt »Friedl«, dann will sie entscheidende Dinge besprechen und appelliert an seine väterliche Würde. Dann braucht sie keinen Kameraden, dann sucht sie den Vater, der voll Autorität über ihr steht, der alles besser weiß als sie und alle komplizierten Fragen ihres kleinen Lebens lösen kann. Der Vater richtet sich halb auf, stützt sich auf den Ellbogen und sieht ihr ins Gesicht.

»Ist in der Schule etwas nicht in Ordnung, Anton?«

»Etwas? Gar nichts ist in Ordnung! Du sollst - du *musst* zur Mikula gehen.«

»Wer ist die Mikula?«

»Die Lateinprofessorin. Du warst schon einmal bei ihr, aber du hast damals nicht mit ihr gesprochen. Voriges Jahr warst du in ihrer Sprechstunde, aber wie du sie nur gesehen hast, bist du gleich wieder weggegangen. Erinnerst du dich an diese Hässliche im Lüstermantel, sie sehe so ungewaschen aus, sagtest du damals, und du hättest einen Widerwillen gegen hässliche Frauen und könntest zu einer unappetitlichen Frau mit bösem Blick nicht freundlich sein. Und zur Mikula musst du eigentlich sehr freundlich sein, ich hab sie in Latein und sie ist Klassenvorstand.«

»Anton, du darfst nicht durchfallen, du musst maturieren. Sonst wirst du nach der Schule niemals eine halbwegs mögliche Stellung bekommen. Zum Donnerwetter, der dümmste Kerl wird Einjährig-Freiwilliger, weil er Matura hat. Und du sollst nicht maturieren? Du bist sicherlich sehr faul, Anton.«

»Nein, Vater, ich glaube, ich bin dumm. Ich bin geistig unter dem Durchschnitt.«

»Meine Tochter ist nicht geistig unter dem Durchschnitt, meine Tochter kann faul sein, aber nicht dumm. Also was ist los?«

»In Latein komm ich nicht mit, weil ich früher nie Latein gelernt hab. Ich hab die Aufgaben immer von der Raftl abgeschrieben und die Schularbeiten auch. Ich kann keine Grammatik, ich hab sie nie gelernt. Früher haben wir doch den alten Professor Müller in Latein gehabt, da konnte man sich so schön durchschwindeln. Und jetzt, seit uns die Mikula so malträtiert, weiß ich nicht, Vater, was ich machen soll ...«

Große Tränen in Tonis Augen. »Anton, mach keine Szenen, erwachsene Menschen weinen nicht. Und schon

gar nicht, wenn sie nicht allein sind. In welchem Gegenstand geht es dir noch schlecht?»

»In Mathematik. Aber da kann ich nichts dafür, Mathematik verstehe ich nicht. Vater, ich kann mir unter einer Hyperbel nichts vorstellen und unter einem Sinus und einem Kosinus auch nichts. Ich kann nur Sachen begreifen, die ich mir vorstellen kann.«

»Es ist ein Skandal«, murmelt Friedl und kann sich unter Sinus und Kosinus auch nichts vorstellen.

»Gib mir noch eine Zigarette, Friedl, dann sag ich dir alles«, flüstert Toni. Sie brennt die Zigarette an und beginnt mit großen Schritten auf und ab zu laufen. Toni macht Bilanz: »In Mathematik und Latein geht es in diesem Semester schief. In Geographie komm ich noch einmal dran, wir haben jetzt Nordamerika, ich werde Nordamerika büffeln, und vielleicht kann ich mich herausreißen. Aber Vater, du musst zur Mikula!«

»Wann hat sie die nächste Sprechstunde?«

»Nächsten Montag. Vormittags von elf bis zwölf.«

»Ausgeschlossen, Anton, nächsten Montag muss ich dem Direktor referieren, ich habe keine Ahnung, wann er mich rufen lässt, ich kann aus dem Büro nicht weggehen. Übernächsten Montag gehe ich zu ihr, wie heißt sie nur? – ach ja, Frau Professor Mikula –, sag dem Fekete, dass er mich übernächsten Montag daran erinnern soll. Ich werde mir Zeit nehmen.«

»Danke, Vater«, murmelt Toni.

Der Friedl hat natürlich recht, der einsame Kaktus auf dem Tisch ist eine trostlose Angelegenheit, überlegt die Toni. Ihr großer Kummer ist gar kein großer Kummer mehr, sie hört auf, an die Mikula zu denken, der Friedl wird ihr schon helfen. Auf einmal fühlt sie sich satt und zufrieden und ein bisschen müde, die richtige Nach-Tisch-Stimmung. Friedl ist eingeschlafen und Toni ist zu faul, um aus dem

Zimmer zu gehen. Sie bleibt still neben ihm sitzen und geht mit ihren Gedanken spazieren.

Zuerst denkt sie noch an den Kaktus. Früher war unser Tisch viel schöner, fällt ihr dann ein. Als wir noch die vielen Silberschüsseln hatten. Schade: Wir sind keine Parvenüs. Die Meier hat einen Pelzmantel bekommen. Silbergraues Feh, geborenes Kaninchen, ein wunderschöner Pelzmantel. Neulich erzählte es Toni dem Friedl. »Ein junges Mädchen braucht keinen Pelzmantel«, sagte Friedl.

»Aber die Meier hat doch einen«, beteuerte Toni. Friedl machte sein hochmütiges Gesicht und meinte so nebenbei: »Anton, wir sind doch keine Parvenüs.«

Nein, leider sind wir keine Parvenüs, stellt Toni fest. Leider, leider. Wir sind sogar das Gegenteil von Parvenüs: Wir sind von so alter Vornehmheit, dass wir in der Nachkriegszeit unser Silber verkaufen mussten. Es ist keine Schande, Silberschüsseln zu verkaufen. Aber es ist auch keine Ehre. Es ist nur unerfreulich. Und es ist sicherlich ein herrliches Gefühl, ein richtiger, großer Parvenü zu sein.

Toni sieht Friedls Gesicht an. Mit einer wilden Zärtlichkeit studiert sie des Vaters Gesicht. Zwei bittere, hochmütige Falten gehen an den Mundwinkeln vorbei. Toni findet die Furchen sehr interessant. Ihr Friedl ist ein schöner Mann. An seinen Schläfen schimmern graue Haare, aber er sieht trotzdem nicht wie ein Vater aus. Und Toni denkt begeistert: mein père noble.

Die Raftl hat einmal zur Toni gesagt: »Ihr seid ein komisches Haus.« Sie war nämlich nachmittags bei Toni gewesen, hatte mit ihr gelernt, und abends kam Friedl nach Hause, machte vor der Raftl eine flüchtige Verbeugung und murmelte: »Küss die Hand, liebes Fräulein.« Die Raftl ist damals sehr rot geworden und verlegen. Und als ihr im Vorzimmer der Fekete in den Mantel half, der Fekete, den

Friedl in einen Steireranzug gesteckt hat, ein Steireranzug ist kleidsam und praktisch, also als die Raftl den Fekete in seiner Livree sah, wurde sie noch mehr verlegen. Und am nächsten Vormittag sagte sie in einer Schulpause, dass die Hubers ein komisches Haus seien.

Vielleicht sind wir wirklich ein komisches Haus, denkt die Toni. Angestrengt versucht sie, sich an ihre Mutter zu erinnern, das geschieht öfters, aber nicht viel Erinnerung ist geblieben. Toni macht die Augen zu und versucht, ein Bild zu sehen. Die Mutter war schlank und – eine rote Jacke hatte sie, fällt der Toni ein. Mutters Gesicht – manchmal ist es ihr, als könnte sie sich ganz klar an das Gesicht erinnern, aber das kommt vielleicht daher, weil Friedl ihr viele Photographien von der Mutter gezeigt hat. In jenen Tagen, als die kleine Toni immer beim Fekete in der Küche sitzen durfte, war die Mutter wohl krank. Der Fekete machte für Toni quietschende Schweinderln nach und zeigte ihr »Fekete – Habt acht« und »Fekete – rrrruht«. Darüber musste die dreijährige Toni so lachen.

Dann kamen ein paar Nachmittage, an denen viele fremde Leute im Speisezimmer herumsaßen. Und auch die Tante Florentine war da, ganz in Schwarz, und sie weinte und wollte die Toni küssen. Aber die Toni lief davon, weil Tante Florentine mehr mit der Nase als mit den Augen weinte, sie schnaubte und – dem Fekete gefiel sie auch nicht. Alle sagten: »Das arme, arme Kind.« Tonis Mutter war an Grippe gestorben, es war in der Nachkriegszeit, als die furchtbare Grippeepidemie in Wien wütete.

Das erste Kinderfräulein kam ins Haus. Bis zu Tonis zwölftem Lebensjahr waren Gouvernanten hier, keine hielt es länger als ein paar Monate aus, ein Bataillon von Gouvernanten kam und ging. Der Fekete ekelte alle aus dem Haus, er hetzte den Friedl gegen die Fräuleins auf,

knurrte »Weibererziehung«, und Toni vertauschte die Kinderstube mit der Küche.

»Mein Kind, warum hält denn dein Vater noch immer diesen Fekete?«, hat Tante Florentine einmal gefragt. Früher musste Toni, jeden Sonntagvormittag zu Tante Florentine auf Besuch gehen. Solange man klein und wehrlos ist, kann man sich nicht genügend schützen und wird zu grässlichen Tanten auf Besuch geschleppt. »Ich verstehe das nicht«, meinte die widerliche Tante Florentine, »man kann doch nicht sein Leben lang einen Offiziersburschen halten statt einer ordentlichen Hausgehilfin.«

»Aber Tante, wir müssen doch den Fekete haben«, sagte die kleine Toni, »wegen der Schuhe und - wegen der Treue.«

Wirklich: wegen der Schuhe und wegen der Treue. Der Rittmeister hatte den Fekete nach dem Krieg von der Front mitgebracht, und der Fekete ist ein Schatz. Er putzt die Schuhe wie kein zweiter, die Schuhe blinken, er serviert stramm und tadellos, wie in der Offiziersmesse, und Tonis Mutter war mit ihm zufrieden. Der Fekete konnte bleiben. Und er blieb. Auch nach dem Umsturz, als der Rittmeister kein Rittmeister mehr war. Denn der Umsturz in der Geschichte der alten Monarchie war ein Umsturz für das ganze Leben des Rittmeisters Huber.

Die Toni beugt sich noch weiter vor und starrt dem Vater ins Gesicht. Kleine Falten sind um die Augenwinkel eingraviert. Sein Hemd ist schon lang nicht mehr neu, man sieht es am Kragen. Aber das alles macht nichts. Der Friedl ist doch ein schöner, vornehmer Mann. Die Toni kennt Friedls Geschichte ganz genau. Wenig Kinder kennen wirklich die Geschichte ihrer Eltern, aber der Friedl hat mit Toni immer wie mit einer Erwachsenen gesprochen. Nach dem Umsturz ist der Friedl in Pension gegangen, er wollte

abwarten, wie sich alles entwickelt. Und er verzichtete sogar großzügig auf seine Pension. Er hatte doch sehr viel Geld, er war aus reicher Familie. Und das Geld war da, in Papieren angelegt. Aber zuerst waren die Papiere nichts mehr wert, Kriegsanleihe, es waren doch so sichere Papiere gewesen, der Staat garantierte für sie. Und dann war der Staat auch nicht mehr, der alte Staat, dem der Friedl gedient hatte, und die Papiere waren nur noch Papier.

Die Toni erinnert sich genau: Eines Morgens. machte der Fekete ein großes Geschrei, er stürzte. ins Kinderzimmer, zerrte Toni aus ihrem weißen Gitterbett und schleifte sie in Friedls Schlafzimmer. Dort stand der Friedl vor dem großen Spiegel, und der Fekete schrie immerfort »Joj mama«, denn der Herr Rittmeister war zum ersten Mal in Zivil.

Der Friedl war viele Wochen lang müd und verärgert, er rannte zu allen Freunden und ihren Bekannten, suchte eine Stellung, und mittags sagte er zum kleinen Toni-Kind: »Du, Anton, nur auf Beziehungen kommt es an, man muss Beziehungen haben, merk dir das, Anton!« Die Toni hat es sich gemerkt und der Friedl hatte Beziehungen. Gott sei Dank. Aber weil seine Beziehungen nur klein waren, langte es auch nur zu einer kleinen Stellung in einer Versicherungsanstalt.

Friedl erzählt immer von der guten alten Zeit. Die Toni stellt sich diese gute alte Zeit wie ein Märchen vor. Eine richtige Vorstellung kann sie sich nicht machen. Ihr geht es doch sehr gut, es ist ihr nie besser gegangen, sie ist sehr zufrieden. Es tut ihr nur weh, weil der Friedl so leidet. Der Friedl leidet nämlich wirklich. Unter seinem Büro. Unter den Sorgen, wie man am Ende des Monats die Telefonrechnung und das Fräulein Anna bezahlen soll. Mit dem Fekete ist es nicht so arg, der wartet schon. »Du bist

um zwanzig Jahre zu spät auf die Welt gekommen«, sagt der Friedl immer zur Toni.

Und die Mikula ist um zwanzig Jahre zu früh auf die Welt gekommen, fällt der Toni in diesem Augenblick ein. Schade: Man hätte die Mikula für die nächste Generation aufheben sollen. Die Mikula ist eine Geißel Gottes, und gerade Toni hat diese Geißel erwischen müssen. »Ich werde trotzdem maturieren«, schwört sie bei sich, »justament«.

Friedl wacht auf. Er sieht sich verwirrt um. »Es ist dreiviertel drei«, sagt Toni. Der Friedl fährt zusammen. »Ach so, ach so, du bist noch da«, murmelt er verstört. Nach dem Nachmittagsschlaf ist er immer etwas verstört. »Du musst aufstehen, Friedl, Büro«, ermahnt die Toni ernsthaft.

»Zum Nacht Mahl komm ich nicht«, teilt er mit, während er wieder den Zivilrock anzieht. Die Toni denkt, dass Friedl einen neuen Anzug brauchen würde. Aber ein neuer Anzug ist momentan nicht möglich. Friedl lässt nur bei einem sehr guten Schneider arbeiten und - also ist es momentan nicht möglich.

»Hoffentlich hast du einen netten Abend«, sagt Toni und lacht.

»Warum lachst du so dumm?«, fährt der Friedl auf.

»Grüß mir das Fräulein Clarisse«, grinst die Toni.

Vornehm lässige Empörung bei Friedl: eine Frechheit von Anton!

»Und du gehst bestimmt zur Mikula«, bittet Toni. Das Gesprächsthema muss schnell gewechselt werden.

Beim »Leb wohl« fährt Friedl seiner Toni gewohnheitsgemäß in die Haare, zieht ihren Kopf etwas zurück und küsst sie auf die Wange. »Du wirst maturieren, Anton, verstanden!«, sagt er eindringlich.

»Zu Befehl, Herr Rittmeister!«, trompetet die Toni. »Und was mache ich nach der Matura, Herr Rittmeister?«

»Ja ... dann wirst du - das werde ich mir noch überlegen.
Oder hast du es dir schon überlegt?«

»Ich?« Tonis Gesicht verklärt sich. Ihre Stimme klingt ganz träumerisch: »Friedl, ich werde das Schönste, das es auf der Welt gibt. Ich werde ein richtiger Parvenü. Einverstanden?«

3

DER FRIEDL IST dann doch nicht zur Mikula in die Sprechstunde gegangen. Wirklich - er wollte sich Zeit nehmen, er wollte sogar den Direktor in der Versicherungsgesellschaft ersuchen, ihn übernächsten Montagvormittag auf eine Stunde zu beurlauben, er wollte mit der Mikula reden und verbindlich lächeln, er wollte seinen kleinen Kameraden herausreißen, er wollte - und dann ging es doch nicht. Er hatte keine Zeit mehr, er wurde abberufen, der oberste Chef griff ein, der alleroberste Chef aller kleinen und großen Angestellten, der Tippfräuleins und der Generaldirektoren. Der alleroberste Chef entschied, dass Rittmeister Friedl Huber keine Zeit mehr haben sollte.

Entscheidende Ereignisse beginnen so klein und nebensächlich. Das erste Anzeichen dieses unfassbaren Geschehens, das Toni niemals ganz begriffen hat, zeigte sich Donnerstagnachmittag. Friedl kommt nach Hause, die Küchentür ist wie immer offen, das ganze Vorzimmer riecht wieder wie ein Gasthaus. Da tobt der Friedl, er schreit so laut, wie er nicht einmal in der Kaserne geschrien hat, behauptet der Fekete. Friedls Gesicht wird dunkelrot vor Wut und sein Antlitz - furchtbar und großartig, wie bei einem jähzornigen Gott, denkt die Toni. Das Grinsen des einfältigen Fekete erstarrt vor Schreck, behutsam schließt er die Küchentür, zerknirscht und vollkommen vernichtet. Bei Tisch wagt die Toni kein Wort zu sprechen, Friedls Hände zittern, er hat sich wirklich aufgeregt. Und er regt